



1



2



3

Krieg und Frieden

Ukraine-Krise In den Städten des Ostens versuchen Desperados mit russischer Unterstützung, die Macht zu übernehmen. Eine Reise von Charkiw bis Odessa. *Von Karl Schlögel*

Schlögel, 66, ist Historiker und Kulturwissenschaftler. Er gilt als Kenner osteuropäischer Stadtgeschichte und hat preisgekrönte Studien wie „Terror und Traum. Moskau 1937“ oder „Die Mitte liegt ostwärts. Europa im Übergang“ verfasst. Die Schilderungen seiner Beobachtungen auf Reisen sind häufig der Ausgangspunkt seiner Analysen. Er lebt gemeinsam mit seiner russischen Frau in Berlin.

Kurz vor Ostern erschien in einer ukrainischen Zeitschrift ein Artikel mit der Überschrift: „Si vis pacem, para bellum“. Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg vor. Ukrainische Städte haben Erfahrung mit Krieg und Bürgerkrieg. Über das Land zogen nach dem Zusammenbruch des Zarenreichs Truppen der Mittelmächte, Armeen der Roten und Weißen, Polen und aufständische Bauern. In einer Stadt wie Kiew wechselte im Bürgerkrieg die Herrschaft mehr als ein Dut-

zend Mal. Städte wie Odessa, Sewastopol und auch Kiew tragen den Ehrentitel „Heldenstadt“. Denkmäler erinnern an die deutsche Besatzung, die Opfer unter der Zivilbevölkerung und die Anstrengungen des Wiederaufbaus. An diesem Freitag, dem 9. Mai, wird überall in Russland, Weißrussland, Kasachstan und auch in der Ukraine der Sieg über Hitler im Großen Vaterländischen Krieg gefeiert.

Der Krieg, in dem sich die ukrainischen Städte heute verteidigen müssen, ist ein anderer. Auf den Krieg, der mit der Besetzung der Krim begann und nun in ein neues Stadium übergegangen ist, war niemand gefasst. Dass Russland einen Krieg gegen das „Brudervolk der Ukraine“ führen könnte, war unvorstellbar. Die sich seither überstürzende Entwicklung an den Brennpunkten sagt uns, dass dort – an den Checkpoints von Slowjansk, auf dem Platz vor der Gebietsverwaltung in Donezk oder

am Lenin-Denkmal in Charkiw – ein Funke genügt, um einen Flächenbrand auszulösen und eine Situation zu erzeugen, in der die Intervention von außen nicht als Aggression, sondern als Rettung vor dem Schlimmsten wahrgenommen wird und damit eine Anomie schafft, den Kontrollverlust einer Gesellschaft, eine radikale Destabilisierung, in der die Menschen die Nerven verlieren und mit sich machen lassen, was derjenige, der über die Waffen gebietet, mit ihnen machen will.

Aber könnte es nicht auch ganz anders kommen? Dass die Städte der Destabilisierung widerstehen, dass die Mehrheit, die in Ruhe gelassen werden und in Frieden leben will, die Provokationen der terroristischen Gruppen, die vor nichts zurückschrecken, ins Aus laufen lässt? Wer heute durch die Städte der südöstlichen Ukraine fährt, findet Anhaltspunkte für beides: für eine gefährliche Destabilisie-

FOTOS: POLARIS / STUDIO X (L. O.); ALAMY / MAURITIOUS IMAGES (L. U.); MARKO DURICA / REUTERS (M.)



1 Prussischer Demonstrant in Donezk

2 Donbass Arena

3 Hochzeitspaar vor der besetzten Gebietsverwaltung in Donezk

4 Stadtansicht von Donezk

5 Gläubige bei orthodoxer Ostermesse in Donezk

rung, aber auch für eine Anomie-Resistenz, ja Gelassenheit, die man sich aus der Ferne nicht recht erklären kann.

Das Leben in den Städten der südöstlichen Ukraine hat mit dem Bild, das die russische Propaganda verbreitet, wenig zu tun. Diese Bilder sollen den Leuten, die man nicht überzeugen kann, einen Schreck einjagen und eine allgemeine Atmosphäre der Angst sowie einen Raum erzeugen, in dem alles möglich wird, was bis dahin ausgeschlossen war.

Die Überfälle der Schläger, die Belagerung der Gebietsverwaltung in Donezk – all das findet statt inmitten der Stadt, deren Leben gleichzeitig und in nächster Nachbarschaft weitergeht.

Etwa auf dem Artjom-Prospekt, dem Hauptboulevard der Millionenstadt, über den der Verkehr flutet, der sich um die Losungen der „Volksrepublik Donezk“ nicht kümmert. Große Plakate am Opernhaus, das in den Dreißigerjahren errichtet wurde, kündigen eine Neuinszenierung des „Fliegenden Holländers“ an. Schräg gegenüber steht ein monumentaler Kinobau aus den Fünfzigerjahren, der den Namen „Drittes Rom“ trägt und in allen Farben der Leuchtreklame schillert. Stadtauswärts liegt die neu errichtete Preobraschenski-Kathedrale, die am Karfreitag voll ist von Menschen, nicht nur älteren Frauen, die sonst die Kirchen füllen. An der Kreuzung, von der aus

die ausländischen Kameralente die Belagerungsszene der Separatisten einfangen, liegt die Gebietsbibliothek mit einer Buchhandlung, die einem jederzeit alle Bücher – weltweit – liefern kann. Dort findet man auch einen Band mit Dokumenten über den Massenterror der Stalin-Zeit genauso wie einen Bildband mit Fotos von Wehrmachtsoldaten aus der Zeit der Besatzung, als Donezk Stalino hieß.

Auf den Boulevards der Stadt sind überwiegend Autos westlicher Produktion zu sehen – Hyundai, Lexus, BMW, Mercedes, Renault; die Showrooms der Niederlassungen am Stadtrand preisen das Neueste an, was Architekten und Designer weltweit zu bieten haben. Übertagt wird das Stadtzentrum von einigen Hochhäusern, darunter der gläserne Tower des Stahlmagnaten Rinat Achmetow, ein eleganter, schmaler Bau, der ebenso gut in Essen oder Düsseldorf stehen könnte. Achmetow gehört auch das Donbass Palace, ein „wirkliches Fünfsternehotel“, wie man mir sagt.

Man sieht der Stadt an, dass sie eine nach dem Krieg errichtete Planstadt ist, aber sie ist ein Musterbeispiel dafür, dass Planstädte auch gelingen können, geometrisch und zugleich anmutig sich dem Relief anpassend, das hier zu dem zu einem innerstädtischen See aufgestauten Fluss namens Kalmius abfällt. Dort, am Ufer des Sees, auf einer Brache, hat Achmetow die Donbass Arena errichtet, ein Fußballsta-

dion, das es architektonisch leicht mit der Münchner Allianz Arena aufnehmen kann. Für Schachtjor Donezk, Achmatows Verein, spielen Fußballer aus aller Herren Länder; bei Spielen des Vereins schwenken Fans die ukrainische Flagge: „Ukraine – jedinnaja strana“, Ukraine – ein Land. Zwischen dem Artjom-Prospekt und der Universitätsstraße verläuft der Puschkin-Boulevard, eine Promenade mit einem Skulpturenpark, mit Cafés und Restaurants und allem, was eine europäische Großstadt heute an großen Namen so zu bieten hat: Apple, Samsung, Gucci, Bosch und Siemens. In den Kinos laufen die gleichen Filme wie in Paris oder Berlin: „Yves Saint Laurent“ und „Noah“.

Donezk also zeigt sich als eine Stadt, auf die ich, hier am Rande des Randes (Ukraine heißt ja auf Deutsch: Grenzland), nicht gefasst war. Das ist kein Ende der Welt, sondern eine moderne Millionenstadt mitten in Europa. Eine eindrucksvoll grüne Stadt, von der wir bisher immer nur gehört haben, sie sei das Zentrum einer rückständigen Schwerindustrieregion, in der die russischsprachige Bevölkerung diskriminiert wird. Tatsächlich kann von einem Sprachproblem gar nicht die Rede sein. Gepflegte Museen mit interessanten Ausstellungen, Riesen-Malls, dies alles eingebunden in die Corporate Identity einer Stadt, die viel mit Fußball und den Traditionen des Arbeitersports zu tun hat.

Aber die Stadt kann jederzeit von den Furcht einflößenden Gestalten, von denen niemand weiß, woher sie aufgetaucht sind, zur Geisel genommen werden. Vor Kurzem demonstrierten sie Macht eher symbolisch. Am Lenin-Denkmal sind zwei Zelte aufgestellt, in einem liegt demonstrativ ein großes Messer aus, an einem Gespräch sind die Männer nicht interessiert. Vor dem Gebäude der Gebietsverwaltung sind manns hohe Barrikaden errichtet, meist aus Autoreifen, fast ein wenig demonstrativ und gar nicht auf eine konkrete Verteidigungsfunktion bedacht, genutzt als Pinnwand für Losungen für die Kameras ausländischer Fernsehgesellschaften: Europa verschwinde. Sofortiger Rückzug der amerikanischen Söldner aus der Ukraine. Nieder mit den Bandera-Faschisten. Einzelne Bürger, die als Verfechter einer unabhängigen Ukraine bekannt sind, werden na-

mentlich auf Steckbriefen identifiziert. Die Leute, die da herumstehen, tragen Schlagstöcke, Dolche, auch sorgfältig gearbeitete Peitschen, die aus einem KZ-Film stammen könnten: mit Metall an der Spitze. Den ganzen Tag lang werden Lieder gespielt, in denen die – allerdings abwesende – Arbeiterklasse des Donbass beschworen wird. Auf dem Balkon über dem Eingang sind Heiligenbilder postiert, russische Fahnen und die Flagge der „Volksrepublik Donezk“, die selbst ernannte Volksvertreter proklamiert haben. Beamte der Miliz drehen ihre Runden.

Doch nur ein paar Meter weiter die Universität, das Regionalmuseum. Auf den Boulevards regiert der Rhythmus von Arbeit und Feierabend. Die Routinen des städtischen Lebens sind stärker als die Provokation, die sie zu Fall bringen soll. Aber seither sind die Gruppen von bezahlten

Schlägern, Kriminellen und Nahkampfexperten zum Angriff auf die Bürger, die mit blau-gelben Fahnen auf den Straßen demonstrierten, übergegangen.

Der Zug von Charkiw nach Donezk war pünktlich abgefahren und auch pünktlich angekommen. Er war schnell, sauber und mit freundlicher Bedienung. Im Großraumwagen wurde ein amerikanischer Film gezeigt. In den Städten, die der Zug passierte, war es schon zu Schießereien und Straßenblockaden gekommen, aber auf der Fahrt über Slowjansk und Kramatorsk war davon nichts zu merken, wie überhaupt die Bahnverbindungen fast wie in den alten Tagen des Sowjetimperiums funktionieren: von St. Petersburg nach Sewastopol, von Charkiw nach Simferopol, von Kiew nach Jalta. Vom Flughafen Kiew-Boryspil kann man direkt

„Ein schamloser Angriff“

Interview Der Osteuropa-Erkunder Karl Schlögel über seine Reise in die Ukraine, die Ahnungslosigkeit der Russland-Versteher und die Notwendigkeit eines Künstlerboykotts

SPIEGEL Herr Professor, Sie sind bekannt für eine literarische Form der Geschichtsschreibung. In Ihrem Text nun schildern Sie das Leben in ukrainischen Städten, die sich trotz der Bedrohung um Normalität bemühen. Hat Sie das Ausmaß an Normalität überrascht?

Schlögel Ja. Im Grunde reagieren die Menschen in den Städten so wie Rudolph Giuliani, der damalige Bürgermeister von New York, nach den Attentaten des 11. September 2001, als er sinngemäß sagte: Wir werden unsere souveräne Stadt nicht zur Gefangenen der Angst machen lassen.

SPIEGEL Ob diese gewisse Stabilität erhalten bleibt, ist ungewiss.

Schlögel Mir geht es nicht um die Beschwörung eines Happy Ends, ich möchte aber betonen, dass nicht schon alles gekippt und gelaufen ist. Sorge bereitet mir der Freitag dieser Woche, der 9. Mai. Die Gedenkveranstaltungen zum Sieg der sowjetischen Armee im Mai 1945 könnten von den Provokateuren genutzt werden, um die Lage eskalieren zu lassen.

SPIEGEL Was kann der Westen tun?

Schlögel Die Durchführung der Wahlen unterstützen. Außerdem sollte sich der Westen nicht auf die Sprechweisen des großen Erpressers Putin einlassen.

Der Westen kann den Dialog weiterführen, aber muss darin Putins Aggression klar abwehren. Im Moment schwankt der Westen, weil er militärisch nicht eingreifen will und sollte und weil er abhängig ist von russischen Energielieferungen. Und Putin spielt souverän mit der Ohnmacht des Westens. Deswegen wäre ein geschlossenes Auftreten das Wichtigste. Putins größter Triumph neben der Annexion der Krim wäre eine Spaltung des Westens.

SPIEGEL Wie sähe ein geschlossenes Auftreten aus?

Schlögel Der Westen muss sich vor allem unabhängig machen von den Energielieferungen. Dem Westen muss auch klar sein, dass er nicht alles haben kann: Handel wie bisher üblich und zugleich Hinnahme der Aggression. Gleichwohl sehe ich ein, dass es für ein Unternehmen weitaus schwieriger ist, auf Austausch zu verzichten, als für einen einsamen Schreibtischintellektuellen.

SPIEGEL Auch Intellektuelle leben vom Austausch.

Schlögel Mit dem offiziellen Kulturaustausch möchte ich derzeit nichts mehr zu tun haben. Im November vergangenen Jahres habe ich die Puschkin-Medaille zuerkannt bekommen, das

ist eine Auszeichnung des russischen Präsidenten für Verdienste im Bereich der Kultur und der Wissenschaften. Ich habe mich gefreut, zu einer Übergabe ist es noch nicht gekommen, nun habe ich dem Botschafter geschrieben, dass ich sie nicht annehmen werde.

SPIEGEL Sollten andere Künstler und Intellektuelle Ihrem Vorbild folgen?

Schlögel Es sollte eine Debatte darüber beginnen. Im Juni wird in der Eremitage in St. Petersburg die Manifesta eröffnet, eine internationale Kunstausstellung. Die Künstler sollten eine Diskussion darüber führen, ob sie in einem Land ausstellen, das Grenzen verletzt und den Bürgerkrieg im Nachbarland schürt.

SPIEGEL Sie haben in 40 Jahren Forschung einen anteilnehmenden Blick auf Osteuropa entwickelt, haben um Respekt geworben für die Anstrengungen der dortigen Bürger, die enormen Umbrüche zu bewältigen. Und nun?

Schlögel Für mich ist es ein Zusammenbruch. Ich habe ja immer eher den Alltag der Bevölkerung beschrieben als das, was die Regierenden tun, habe mich nicht so sehr für die katastrophischen Entwicklungen interessiert, sondern für die positiven Kräfte, die in erstaunlichem Umfang da waren. Dass ein so direkter und schamloser Angriff

nach Moskau, Kaliningrad, Baku, Tiflis, aber auch Rom, Tel Aviv fliegen, neuerdings sogar nach New York. Auf dem Busbahnhof in Odessa starten Busse, die die Pendler der Arbeitsmigration nach Salerno, Lissabon, Bari oder Madrid bringen.

Die Welt, auch die der Ukraine, schien fast grenzenlos geworden zu sein, aber plötzlich werden von einem Tag auf den anderen Grenzen verschoben und neue gezogen. Die nächtliche Busfahrt von Donezk nach Odessa ist Anschauungsunterricht in Sachen Grenzbildung. Mit bloßem Auge lässt sich studieren, wie ein räumlicher Zusammenhang, der nie infrage gestellt worden ist, mutwillig und systematisch zerstört wird und wie die ukrainischen Behörden darum kämpfen, diesen Zusammenhang aufrechtzuerhalten. Wo einstmals ungestört der Verkehr floss, sind jetzt Checkpoints, Barrikaden, bewaffnete

Kontrollen errichtet. Die Strecke von Donezk Richtung Süden – nach Rostow, auf die Krim, nach Odessa – ist ausgebaut wie eine Autobahn. Hinter Donezk taucht der erste Checkpoint auf, die Fahrt verlangsamt sich, Personenkontrollen werden noch nicht oder nur punktuell durchgeführt. Vor Mariupol, wo es gerade bei der Erstürmung eines Waffendepots zu einer Schießerei gekommen ist, gibt es eine weitere Straßensperre, von einem einsamen Soldaten mit Maschinenpistole bewacht. Das wiederholt sich vor Melitopol, am Übergang über den Dnipro, bei Mykolajew und wiederum kurz vor Odessa. Es sind symbolische Sicherungen der Ukrainer, die im Ernstfall mühelos beiseitegeräumt werden können. Die Wegweiser an der Strecke zeigen nach Cherson, Jalta, Simferopol, sie simulieren eine Geografie der Erreichbarkeit, die es so schon nicht mehr gibt.

Die Gleichzeitigkeit von Normalität und Anomie, von intakter Alltagsroutine und Ausnahmezustand, das Nebeneinander von Flanerie und dem Schritt der Landsknechte hat etwas Gespenstisches und Unwirkliches, und der Betrachter, der von draußen kommt und sich jederzeit davonmachen kann, wenn die Situation „kippt“, fragt sich, ob seine Beobachtungen nicht selbst etwas Voyeuristisches und Obszönes an sich haben. Ja, die Situationen sind unberechenbar, unübersehbar, aber gerade deswegen sind die stillen Reserven der Stabilität umso wichtiger. Die separatistischen Freibeuter und Desperados hätten gewonnen, wenn sich die Städte überrumpeln ließen. Ihre Strategie, die auf Einschüchterung und Schrecken beruht, wäre erfolgreich, wenn sich eine Stadt zur Geisel machen ließe. Die Städte der östlichen Ukraine halten auf eine bewunderungswürdige



Historiker Schlögel: „Wir sind nicht auf der Höhe des Verstehens“

wie der von Putin auf die Krim stattfindet, darauf war ich nicht gefasst.

SPIEGEL Obwohl Sie so viel von Russland verstehen, würden Sie sich nicht zu den Russland-Verstehern zählen?

Schlögel Etwas verstehen zu können ist eigentlich ein Kompliment. Wir haben aber keine Russland-Versteher hier, im Gegenteil: Leute äußern sich, obwohl sie keine Ahnung haben. Was hat Alice Schwarzer zur Interpretation der heutigen russischen Verhältnisse beizutragen? Oder wieso nimmt ein Exponent

der Friedensbewegung wie Erhard Eppler, der doch in den Achtzigerjahren in Mutlangen selbst zivilen Widerstand geleistet und gegen die Stationierung von Raketen protestiert hat, einfach nicht zur Kenntnis, dass sich in Kiew über Monate ein ziviler Widerstand aufgebaut hat, der bewunderungswürdig ist? In Kiew haben Hunderttausende gegen ein banditisches Vorgehen ihrer Regierung protestiert. Und dann kommt Eppler und redet nicht mit den Ukrainern über deren Verhältnisse,

sondern äußert sich über deren Kopf hinweg.

SPIEGEL Eppler hat vergangene Woche einen Essay im SPIEGEL veröffentlicht. Woher rührt das Verständnis vieler Deutscher für Putins Politik?

Schlögel Es geht auch um die Kompensation von Schuldgefühlen. Die Deutschen haben in Osteuropa während des Zweiten Weltkriegs schreckliche Verbrechen begangen, überall trifft man noch heute auf die zerstörerische Spur deutscher Präsenz. Dann gab es vor dem Krieg ungemein reiche kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Russland. Es ist aber die Frage, ob diese historischen Erfahrungen uns nicht blind machen für das, was gerade vor sich geht.

SPIEGEL Schuldgefühle und Nostalgie versperren den Blick auf die Gegenwart?

Schlögel Wir sind nicht auf der Höhe des Verstehens, nicht nur, was psychologisch im Kopf von Putin vorgeht, sondern sozial und mental im post-sowjetischen Russland. Ich würde das auch für mich behaupten. Wir müssen ganz neue analytische Anstrengungen unternehmen, um klarzubekommen, was die Triebkräfte sind. Was zum Beispiel bedeuten bestimmte Begriffsverschiebungen? Putin redet neuerdings von der „russischen Welt“, er meint damit alle Russen jenseits der Grenzen der Russischen Föderation. Aber es handelt sich um russischsprachige Staatsbürger Estlands, Lettlands oder der Ukraine, die diese Länder als ihre Heimat ansehen und nicht von Putin vertreten oder gar „gerettet“ werden wollen.

Interview: Susanne Beyer



Ukrainische Polizisten in Odessa: The Big Easy?

Weise an der Disziplin, die das städtische Zusammenleben erfordert, fest und widersetzen sich Hysterie und Panik.

Das ist in Zeiten systematischer Verunsicherung eine bemerkenswerte Leistung. Der Arbeit nachzugehen, obwohl sich Leute anschicken, in ihrer Freizeit Bürgerkrieg zu führen; in Zügen die Standards der Höflichkeit gegen alle Störungen und Unterbrechungen aufrechtzuerhalten ist Heldentum in Zeiten von Krieg und Frieden. Den Geschäften nachzugehen, Handel zu treiben, die Kinder in die Schule zu bringen und Examen abzulegen, wo alle sich für eine der Parteien entscheiden und auf die Straße gehen sollen, das ist eine Verhaltensweise, die von den westlichen Predigern der Civil Society kaum gewürdigt wird.

Bislang haben die Bürger der umkämpften Städte auf eine bewunderungswürdige Weise den Drohungen und Verführungen der Bürgerkrieger widerstanden. Was werden wird, wenn die Speznas, die Profis und

Tschetschenien-Krieg-erfahrenen Killer, oder gar Panzer in Aktion treten, weiß niemand. Gegen sie hätte auch der tapferste Widerstand unbewaffneter Bürger keine Chance. Bislang ist es aber die Verteidigung der Alltagsroutine durch eine schweigende Mehrheit, die die städtischen Gemeinwesen vor dem Absturz ins Chaos bewahrt haben.

Odesa hatte es immer schon leichter, aus dem Schatten, den der Eiserne Vorhang auch am Schwarzen Meer geworfen hatte, herauszukommen. Odessa ist, aller Provinzialisierung und Kriegszerstörungen zum Trotz, im europäischen Bewusstsein präsent geblieben, als Mythos, als literarischer Ort. Sie alle haben hier gelebt und geschrieben und den Odessaer Ton in die Weltliteratur hineingebracht: Isaak Babel und Vera Inber, Anna Achmatowa kam hier als Anna Gorenko auf die Welt, hier lebten Simon Dubnow, Scholem Alejchem und Eduard Bagrizki. Hier spie-

len Szenen aus dem Roman „Zwölf Stühle“ von Ilf und Petrow. Aus den Musik- und Souvenirläden hört man die Pioniere des Odessaer Sounds: Leonid Utjossow, der den sowjetischen Jazz begründet hat, aber auch Pjotr Leschtschenko, der Emigrant und „König des russischen Tangos“, der während der rumänisch-deutschen Besatzung der Stadt hier seine Chansons vortrug. Auf engstem Raum findet man hier die Figuren der Weltpolitik und der Weltliteratur zusammengedrängt: das Haus, in dem Lew Bronstein, alias Leo Trotzki, seine Schulzeit verbracht hat, wo Wladimir Jabotinsky zum Kämpfer für die jüdische Sache und zum Schriftsteller wurde.

Aber Odessa ist nicht nur ein literarischer Ort, sondern es gibt ihn wirklich. Mit einem Hafen, an dem Kreuzfahrtschiffe anlegen, deren Passagiere nach der Ankunft die Treppe aus dem Eisenstein-Film hinaufsteigen. Die Stadt mit ihrem schachbrettartigen Grundriss und den schattigen Straßen funktioniert noch immer, wie es sich ihre Gründerin Katharina die Große 1794 vorgestellt und der Duc de Richelieu mit glücklicher Hand ausgeführt hat: als Platz des Handels, der Kommunikation. Wenn es so etwas wie einen Genius Loci dafür gibt, dann ist Odessa der lebendigste Beweis.

Was ist nicht alles über die Stadt gekommen! Kriege, Bürgerkriege, Völkermord, Gleichschaltung. Und doch erweist sie sich als unverwundlich lebendig, als gemischte Gesellschaft, die irgendwie das Wunder des Zusammenlebens Tag für Tag zustande bringt. Ukrainer, Russen, Juden, Griechen, Armenier, Touristen aus der Türkei und dem Kaukasus. Auf dem größten Basar Osteuropas, dem Siebten Kilometer, einer Stadt aus Tausenden übereinandergestapelten Containern, hat man den Eindruck,

Odessa sei nur mit Handel und mit sich selbst beschäftigt: auf der Deribassiwska, dem Luxusboulevard der Stadt, in den prachtvollen Passagen, von denen einige renoviert worden sind, in den Geschäften auf dem Französischen Prospekt, in den Casinos und Nachtclubs und am Strand von Arkadia, dieser Landschaft der Entspannten und Schönen. The Big Easy, aber nicht in New Orleans, sondern in Europa.

Wahrscheinlich gibt es keinen Ort, an dem die Spannungen, die das Land zu zerreißern drohen, weiter entfernt sind als auf der Uferpromenade; die weiße klassizistische und gründerzeitliche Stadt mit ihren Palästen, Hotels, Geschäften auf der einen Seite und auf der anderen Seite den Blick hinaus aufs Meer. Gemurmel der Spaziergänger schwebt über der Promenade, gestresste Väter steuern ihre überaktiven Kinder in elektrischen Autos, junge Frauen, gazellengleich, balancieren auf Absätzen. All das spielt sich ab in einer Stadt, die geografisch zwischen Cherson im Osten, an der neuen Grenze zur Krim, wo es inzwischen zu Kämpfen gekommen ist, und dem transnistrischen Tiraspol im Westen, wo russische Truppen stationiert sind, liegt und daher sehr verwundbar ist.

Die Stadt, von der viele sagen, sie wisse nicht, wohin sie gehöre, auf sie sei noch nie Verlass gewesen, ist sich selbst genug. Folgt man den Themen der hier bevorstehenden Bürgermeisterwahlen, kümmert sich Odessa Mama, wie die Stadt von ihren Bewohnern genannt wird, nicht so sehr um die politisch-militärische Lage, sondern um die Verbesserung der Infrastruktur, den Neubau von Wohnungen und den städtischen Verkehr. Vielleicht ist auch hier heroische Gelassenheit gegenüber den Eifernern die wichtigste Waffe.

Der Frühling kam in diesem Jahr in der Ukraine spät. Aber dann war er da, mit aller Wucht und Pracht, ein *Sacre du printemps* ganz eigener Art. Die Felder um Poltawa, fett und schwarz, dehnten sich bis zum Horizont, und selbst über den Industriesiedlungen des Donbass lag weiß-rosa der Schleier der Apfel- und Kirschblüte. Auf den Märkten gaben die Menschen, so berichten die Zeitungen, für ihre Ostereinkäufe in diesem Jahr mehr aus als sonst. Vor der Synagoge in Odessa standen Juden im Tallit und scherzten mit den Kindern, die von ihren Lehrerinnen zum Gottesdienst geleitet wurden. Auf der Fahrt zum Flughafen in Kiew sah man Gläubige auf dem Weg zur Osterprozession. Es konnte einem fast so vorkommen, als stünde wenigstens der Frühling auf der Seite der Ukrainer, ein ukrainischer Frühling vielleicht – in einem Augenblick, wo vieles auf einen Krieg und Bürgerkrieg hinauszu laufen scheint.

Vergangene Freitagnacht gab es die ersten Straßenschlachten in Odessa. Dutzende Menschen starben. ■